

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 22 (1939)
Heft: 7

Artikel: Ein schickliches Schlusswort
Autor: Traber, Eugen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409002>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

einer grossen Theaterbühne sich zum Dramatiker auszubilden. Letzteres gelang ihm zwar nicht, denn er war ebensowenig zum Dramatiker geboren wie zum Maler. Aber die Studien, die er in Heidelberg betrieb und die Vorlesungen, die er dort hörte, namentlich die Vorträge des grossen Philosophen Ludwig Feuerbach über das Wesen der christlichen Religion waren für die Weiterbildung seines Geistes und Charakters von ausserordentlicher Wichtigkeit. Keller trat zu Feuerbach in ein persönliches, ja freundschaftliches Verhältnis und wurde dadurch aus einem Saulus ein Paulus, d. h. aus einem Gottsucher ein Gottverneiner, aus einem Panthisten ein Atheist, aus einem romantischen Idealisten ein Realist, der den Glauben an einen Gott, in welcher Form er auch gedacht werden könnte, verwarf, der den Glauben an ein Weiterleben der menschlichen Seele nach dem Tode in einem Jenseits als etwas Unsinniges für immer von sich warf. Diese Revolution im Geistesleben Gottfried Kellers hatte den grössten Einfluss auf sein künftiges Schaffen, das nunmehr bis an sein Ende durchaus von dem Gedanken der Ablehnung des Gottes- und Unsterblichkeitsglaubens, dagegen aber positiv von der Pflege des Diesseitslebens der Menschheit als des einzigen wirklichen Daseins und Lebens erfüllt war.

Ueber sein Vaterlandslied urteilte denn auch Keller in späteren Jahren recht abschätzig. So sagte er in einem Briefe an seinen Freund Wilhelm Baumgartner, dem Komponisten des Liedes «O mein Heimatland», den er im Juli 1852 schrieb: «Es tut mir leid, dass der Text meines Helvetialiedes ein bisschen einfältig und kindlich ist», womit er eben auch jene, mit seiner neuen, 1849 gewonnenen Weltanschauung nicht mehr harmonisierenden Schlussstrophe meinte: «Beten will ich dann zu Gott dem Herrn: Lasse strahlen deinen schönsten Stern nieder auf mein irdisch Heimatland».

Im Jahre 1883 fand in Zürich die 50. Stiftungsfeier der Universität statt, zu der der 64jährige Gottfried Keller den Text einer Kantate schrieb, der von Friedrich Hegar in Musik gesetzt wurde. Hegar nahm auch das Lied «O mein Heimatland» in diese Kantate hinein, ohne Keller davon zu verständigen. Das war Gottfried Keller nicht angenehm. In einem Briefe an Marie Melos, die Schwägerin seines Freundes Ferdinand Freiligrath, vom 7. Oktober 1883 entschuldigte sich Keller mit den Worten: «Das fromme Lied auf der letzten Seite existiert schon lange und wurde ohne mein Wissen eingeschaltet. Das Ganze erschien dann in der Berliner protestantischen Kirchenzeitung mit Belobigung, sodass ich nun dafür sorgen muss, dass ich nicht am Ende noch in einen kirchlichen Geruch komme. Am Fest kamen die Theologen schon, mir die Hand zu drücken; da ich aber in der andern ein Glas Rheinwein hielt, so liess ich es hingehen, um jenen nicht zu verschütten.»

Aber trotz des ganz eindeutigen Bekenntnisses, das Gottfried Keller in seinem Jugendroman «Der grüne Heinrich» von seiner, den Gottes- und Unsterblichkeitsglauben verwerfenden, atheistischen Weltanschauung ablegt, das er bei der Neubearbeitung des Romans in seinen Sechzigerjahren neu bestätigte und bekräftigte, das er im «Verlorenen Lachen», im «Martin Salander» und andern Werken, in seinen Briefen und in einer Reihe von Gedichten ausspricht, kommen immer noch viele und sogar prominente Keller-Kenner immer und immer wieder mit den heuchlerischen und verleumderischen Phrasen von Keller «dem Gottsucher, dem Gotterfüllten, der die Gottnatur nicht leugnen wollte, der den Glauben an den Herrn des Lebens wieder zu gewinnen schien», und dergleichen Unwahrheiten und Dummheiten. In Wirklichkeit hatte Gottfried Keller den Gottesglauben in jeder Form, auch in der Formulierung «Gottnatur» und den Gedanken an eine persönliche Unsterblichkeit entschieden und für immer weggelegt.

Der 62jährige Keller schrieb in einem Briefe vom 28. Februar 1881: «Der Satz Ludwig Feuerbachs: „Gott ist nichts anderes als der Mensch!“ besteht noch zu recht.»

Als am 6. Oktober 1888 Gottfried Kellers Schwester Regula

starb, mit der er die längste Zeit seines Lebens zusammengelebt hatte, liess Meister Gottfried keinen Pfarrer an ihr Grab treten. Der Bruder trat ans offene Grab, warf einen langen Blick hinab und sagte: Nu, i Gotts Name» und wendete sich tränenden Auges weg. Das war die ganze Leichenrede, die über diesem Grabe ertönte. Es hat bisher noch keiner der Herren «Christen» gewagt, diese Handlungsweise Kellers und diesen Ausspruch als ein Bekenntnis zum Gottesglauben umzulügen.

Von seinem 30. bis zum 71. Lebensjahre war Gottfried Keller Materialist und Atheist im Sinne Feuerbachs, und seine Weltanschauung, sein köstlichstes Vermächtnis, spiegelt sich schön und edel wieder in seinen Liedern der Sonnende und des Entsagens, ganz besonders in den einfachen, herrlichen Versen:

Ich hab' in kalten Wintertagen,
In dunkler, hoffnungsarmer Zeit
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen
O Trugbild der Unsterblichkeit.

Nun, da der Sommer glüht und glänzet,
nun seh' ich, dass ich wohlgetan.
Ich habe neu das Herz unkränzet,
Im Grabe aber ruht der Wahn.

Ich fahre auf dem klaren Strome,
Er rinnt mir kühlend durch die Hand.
Ich schau' hinauf zum blauen Dome
Und such' ein bess'res Vaterland.

Nun erst versteh' ich, die da blühet,
O Lilie, deinen stillen Gruss.
Ich weiss, wie hell die Flamme glühet,
Dass ich gleich dir vergehen muss.

Ein „schickliches“ Schlusswort.

Nach Durchsicht der sachlichen Ausführungen von Gesinnungsfreund Schiess ist eine präzise Erklärung meinerseits notwendig. Dass es verschiedene «Schicklichkeiten» geben kann, ist mir wohlbekannt. In meinen Ausführungen hatte ich nur die von der Bundesverfassung geforderte, also die amtlich normierte Mindest-Schicklichkeit im Auge. Dass jede Abdankungsrede schicklich sein kann, ist selbstverständlich und dass dem Verlangen darnach Rechnung getragen werden muss, ist ebenso selbstverständlich. Nicht minder selbstverständlich ist, dass in einer Demokratie die Behörden nicht ausserhalb des Volkes sich fühlen dürfen. Aber das heisst nicht, dass sie es, kraft ihres vom Volke verliehenen Amtes, mit den Reglementen und den Interpretationen der Oberbehörde nicht ernst zu nehmen haben, sonst kämen wir von der Demokratie in die Ochlokratie. Schief ist die Behauptung, die Vermittlung von Pfarradressen seitens der Bestattungsbeamten sei ein Zeichen von Mangel an Bindung und Kontakt weiter Volkskreise mit der Kirche. Im Gegenteil! Weil die Kirche weiss, dass viele Volksgenossen nach irgend einem Diener der Kirche fragen und nicht nach einem Laien, ist gerade ein Zeichen dafür, dass bei gewissen Anlässen ein kirchlich gezüchtetes Bedürfnis sich regt, dass die grossen Massen, vielleicht unbewusst, kirchlich beeinflusst sind. Das Volk weiss nicht, dass eine Bestattung ohne Abdankung oder mit Abdankungsrede eines Laien, auch als schicklich zu taxieren ist. Nicht ohne Erfolg ist seit Jahrhunderten mit dem Talarrock Popanz getrieben worden. Das ist nicht unser Fehler, sondern eine Folge der jahrtausendalten Herrschaft aller Kirchen und Konfessionen. Unser Fehler besteht vielleicht darin, dass wir bisher nicht noch mehr an Aufklärung getan haben und dass nicht einmal alle, die sich

Freidenker nennen, für den Todesfall dafür sorgen, dass kein Pfarrer einen unfassbaren Wortschwall von Stapel lässt.

Vom heutigen Laienstaat, der aber, wie Gesinnungsfreund Schiess selber sagt, mit der Kirche noch «verfilzt» ist, verlangen, dass er durch die Bestattungsämter auch Freidenkeradressen für Abdankungsreden vermittelt, ist ausgeschlossen. Dahinzielende Versuche sind bis jetzt immer gescheitert. Der heutige Laienstaat, der sich wohl konfessionslos oder neutral nennt, kann seine einstige Freundin nicht so schnell vergessen. Er schielt noch ab und zu nach ihr.

Diejenigen Bestattungsämter, die sich wirklich neutral verhalten, würden angesichts unseres Begehrens sofort einwenden, nun müssten sie auf Befragen auch Pfarreradressen angeben. Wir verleiten sie also geradezu zur Verletzung der Laizität. Was ist deshalb zu tun?

Vor allem müssen wir endlich unsere Mitglieder dazu bringen, dass sie für den Fall des Hinschiedes — der kommt nämlich, auch wenn man nicht gerne daran denkt — eine kirchliche Abdankung mit aller Deutlichkeit ablehnen und sich darin nicht von der anders denkenden Frau oder von Kindern oder sonstigen Verwandten beeinflussen oder abbringen lassen. Das muss schriftlich geschehen, damit auf Grund einer unzweideutigen Erklärung jede Einmischung der Kirche oder kirchlich gesinnter Kreise abgelehnt werden kann, so zwar, dass die freidenkerische Ueberzeugung über den Tod hinaus bis nach der Bestattung gewürdigt wird. Ein Freidenker soll nicht zulassen, dass seine Angehörigen mit einem Wortschwall und theologischen Seifenblasen getröstet werden. Wenn das alle Mitglieder tun, so macht das Eindruck, findet Nachahmer, und die freidenkerische Gesinnung ist durch die Tat schon zu Lebzeiten bekräftigt. Man muss handeln, nicht bloss davon reden und meinen, wenn der Bestattungsbeamte unsere Adressen vermittele, sei alles was wir tun können gemacht. Und noch eins! Nicht bloss eine Abdankung ohne Kirche verlangen, sondern auch in jeder Ortsgruppe dafür sorgen, dass ein freidenkerischer Abdankungsredner sofort zur Verfügung steht.

So, nun mögen die Ortsgruppen die Sache noch «z'Bode rede», ich erkläre meinerseits Schluss.

Eugen Traber, Basel.

Verschiedenes.

Es ist vollbracht!

Seine Heiligkeit, Pius XII., empfing am 11. Juni 3100 spanische Frontkämpfer. Wir zweifeln nicht, dass er diesen Brudermördern seinen apostolischen Segen erteilt hat, obschon in der Agenturmeldung nichts davon stand. Hätte er dies nicht getan, so wäre dies vom kirchlichen Standpunkt unverzeihlich, den der ganze Bruder- und Söldnerkrieg war im Grunde eine rein kirchliche Angelegenheit. Warum sollte der Papst jene nicht segnen, die bereit waren, für seine Sache die Haare zu lassen. P.

Hochwacht.

«Hochwacht, Christlichsoziales Tagblatt der Schweiz», so heisst eine in Winterthur erscheinende Zeitung. Ein Gesinnungsfreund sandte mir unlängst eine Nummer, in der er eine Reihe Artikel und Stellen rot angezeichnet hatte, wohl in der Meinung, dass ich mich mit dem Inhalt dieser «Hochwacht» auseinandersetze. Das ist aber eine ganz aussichtslose Sache. Sich mit einer «Hochwacht»-Redaktion, ihren Mitarbeitern und Lesern herumzuschlagen, wäre, auf ein anderes Gebiet übertragen, ungefähr das Gleiche, als wollte ich einen Tauben von der Schönheit eines Musikstückes überzeugen. Der Taube hört nicht, daher ist das ganze Bemühen nutzlos. Gleiches gilt von den «Hochwacht»-Leuten, und daher hat es gar keinen Sinn, sich auch nur im geringsten in geistige Unkosten zu stürzen.

Geistliche sind daran interessiert, die Völker in Unwissenheit zu erhalten, man würde sonst, da das Evangelium einfach ist, ihnen sagen: wir wissen das so gut wie ihr. Montesquieu.

Mag die «Hochwacht» weiter ihren «Geist» verkünden — ich lege diese Nummer, wie alle andern, die mich allenfalls noch erreichen sollten, mitleidig in den Papierkorb. Halten wir uns angesichts dieses Geistes an Jakob Burckhardt, der in seinen «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» sagt: «Das Christentum, wie alle Religionen, in völlig kritiklosen Momenten und unter völlig hingerissenen und kritikunfähigen Menschen entstanden, kann sich nicht mehr als sensu proprio und buchstäblich gültig gegenüber einem alleseitigen Geistesleben behaupten.» W. Sch.

Die Schattdorf-Bauern.

Aus Schattdorf, im Kanton Uri, wird den «Luzerner Neuesten Nachrichten» folgendes geschrieben:

«Man erinnert sich vielleicht noch, dass vor etwa zwei Jahren Lose der Gebirgshilfslotterie verkauft wurden zugunsten armer verschuldeter Bauern. Nun sind von diesem Gebirgslotteriefonds 6000 Fr. der Gemeinde Schattdorf zugefallen zur Verteilung an die notleidenden Bergbauern.

An der Gemeindeversammlung vom 21. Mai 1939 kam dies auch zur Sprache. Ein grosser Teil dieser Summe wurde der Renovierung der katholischen Pfarrkirche zugesprochen. Ein Bürger protestierte dagegen und bemerkte, dass die Pfarrkirche doch reich sei und über einen grossen Renovationsfonds verfüge. Es wurde auch nicht in Abrede gestellt, trotz spöttischen Ausdrücken, dass mit einer solchen Verwendung der Gelder dem Bergler nicht gedient sei. Noch weniger kann in Abrede gestellt werden, dass, wenn jene Gelder auf diese Art verwendet werden, der Zweck der Lotterie nicht erfüllt ist.

Ich möchte nun fragen: Haben wir etwa Lose gekauft, um die Renovation der Pfarrkirche von Schattdorf zu finanzieren, oder um den vielen armen, verschuldeten Bergbauern zu helfen? Wir wissen ja, wieviel geredet und geschrieben wurde bei der Durchführung der Lotterie, die von einem riesigen Erfolg gekrönt war, und auch nur deswegen so riesigen Erfolg hatte, weil Lose gekauft wurden aus Mitleid zu den armen Berglern. Ist das recht gehandelt? Für den Notleidenden, hart Geprüften wird gesammelt, und zu guter Letzt fliesst das Geld in den Renovationsfonds der Pfarrkirche von Schattdorf, damit sie noch reicher werde. Die 6000 Fr. gehören den Berglern und nur den Berglern.»

Die Schattdorf-Bauern können nun im Schatten ihrer renovierten Pfarrkirche den Gürtel enger ziehen. Wenn die Gemeindeversammlung die Summe der Renovierung der Pfarrkirche zugesprochen hat, so ist das ihre Sache. Es ist aber auch Sache der Lös-käufer, derartige Unternehmen, wie diese angebliche «Gebirgshilf-Lotterie», zu boykottieren, oder aber dafür zu sorgen, dass derartige Unfug abgestellt wird. Die Handlung an sich wundert uns Freidenker nicht, sie ist, wie man kaufmännisch etwa sagen würde — musterkonform, d. h. echt katholisch. P.

«SZ» verboten!

Die in Basel erscheinende «SZ am Sonntag» ist vom Bundesrat für die Dauer von drei Monaten verboten worden. Wer die «SZ» regelmässig gelesen hat wie der Schreibende, der gibt zu, dass die «SZ» eine kräftige Sprache gesprochen hat. Dass dies aber ein Grund zu einem Verbot ist, ist ein bedauerliches Zeichen und zeigt deutlich, wohin wir mit der Politik des gegenwärtigen Bundesrates steuern. Die Unterwürfigkeit gegenüber den Diktaturstaaten nimmt Formen an, die für einen selbständig denkenden Schweizer zum Ekel werden. Dieser Eingriff in die Pressefreiheit reiht sich würdig an andere Taten, wie z. B. die Eingriffe in die Redefreiheit.

Die Interpellation von Dr. Meierhans im Nationalrat wurde von Bundesrat Baumann unbefriedigend beantwortet. «Der Bundesrat», heisst es, «übernimmt die volle Verantwortung für die von ihm getroffene Massnahme und hält daran fest. Er hat das Verbot aus tiefster Sorge um die Wahrung höchster Landesinteressen ausgesprochen». Wer bestimmt, was unsere Landesinteressen sind? Wenn man die Politik aufmerksam verfolgt, so konstatiert man, dass «unsere Landesinteressen» sich unter der Führung Mottas und Eitters zusehends mehr mit den katholischen Interessen decken. Die Diktatur steht dem Katholizismus näher als jede andere Regierungsform, daher auch das Sympathisieren mit Italien und mit Franco. Wenn die sogenannten Landesinteressen eine Gelegenheit finden lassen, das Schweizervolk allmählich unter eine katholische Diktatur zu bringen, so bleibt sie nicht unbenutzt. Wenn es dem Bundesrat wirklich so um die Landesinteressen zu tun wäre, so würde er erkennen, dass es noch andere Dinge gibt, die zu der Wahrung der Landesinteressen gehören, z. B. die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zu Russland. Hier hält der Bundesrat mit wahrer Verbissenheit an der Meinung des Herrn Motta fest. Wiederholte Anfragen und Interpellationen im Parlament fruchteten nichts, trotzdem von seiten der Bauernschaft und der Industrie die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen im Interesse des Handels gewünscht wurden. Nichts zu machen — die Herren Motta und Etter wollen nicht, und für den übrigen Bundesrat, wie für